



52.

S. Deger-Jalkotzy

### **„Kulturerbe“ und „Orchideen“**

Geisteswissenschaftliche Anmerkungen, in: J. Ehmer – D. Goltschnigg – P. Revers – J. Stagl (eds.), Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Bestandsaufnahme und Zukunftsaussichten (Wien 2003) 33–47

© Edition Praesens  
mit freundlicher Genehmigung / with kind permission

*Dieses Dokument darf ausschließlich für wissenschaftliche Zwecke genutzt werden (Lizenz CC BY-NC-ND), gewerbliche Nutzung wird urheberrechtlich verfolgt.*

*This document is for scientific use only (license CC BY-NC-ND), commercial use of copyrighted material will be prosecuted.*

Josef Ehmer · Dietmar Goltschnigg ·  
Peter Revers · Justin Stagl  
(Herausgeber)

# **Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses**

**Bestandsaufnahmen und Zukunftsaussichten**

*Edition Praesens*  
*Verlag für Literatur- und Sprachwissenschaft*  
2003

„KULTURERBE“ UND „ORCHIDEEN“:  
GEISTESWISSENSCHAFTLICHE ANMERKUNGEN

„Es läßt sich eine Generation denken, der das Bewußtsein zu kompliziert, das Erinnern zu mühselig, die das Leiden leid ist; eine neue Naivität, eine neue Barbarei“ (Uvo Hoelscher, *Die Chance des Unbehagens. Drei Essays zur Situation der klassischen Studien*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1965, S. 82).

Eine Ausstellung mit dem Titel „Das Tier“ thematisierte vor einigen Jahren in der Wiener Secession den verantwortungslosen Umgang des Menschen mit der ihm anvertrauten Kreatur. Das Motto der Ausstellung war: „Zu spät – nicht mehr – wie lange noch.“ Ästhetisch kühle Aquarelle, Graphiken und Photomontagen führten in Verbindung mit wissenschaftlichen und poetischen Texten vor Augen, wie Geldgier und politische Gewissenlosigkeit im Verein mit technischer Machbarkeit täglich eine mehrstellige Zahl von Tiergattungen ausrotten, noch ehe sie wissenschaftlich aufgenommen und beschrieben worden sind.<sup>1</sup> Als Symbol für das Anliegen der Ausstellung war im Kuppelsaal der Secession das Präparat eines Beutelwolves aufgebaut, eine Rarität, auf die das Naturhistorische Museum mit Recht stolz ist. Dem einstmals in Tasmanien beheimateten Tier hatte „Brehm's Tierleben“ vor allem in der Ausgabe von 1876 in diskriminierender und gehässiger Sprache die Ehre abgeschnitten, da es für den Menschen in keiner Weise nützlich sei und weil es als angeblicher Schafräuber wirtschaftlichen Schaden anrichtete.<sup>2</sup> In der Realität wurde der Beutelwolf gnadenlos gejagt und schließlich ausgerottet. Später freilich bedauerte man diesen Verlust. Da der Beutelwolf nicht nach

---

<sup>1</sup> Ingeborg Strobl, Ausstellungskatalog *Das Tier*. Wiener Secession 1992.

<sup>2</sup> Birgit Flos, „Tierleben“, in: Katalog *Das Tier* (wie Anm. 1).

den Regeln der Zoologie aufgenommen und beschrieben worden war, blieb er wissenschaftlich ein Unbekannter. Seit Jahren sucht man nun nach einem überlebenden Exemplar und versucht, das Tier auf der Basis von DNA zu rekonstruieren – bisher freilich ohne Erfolg.<sup>3</sup>

Keine Angst, ich bin nicht beim falschen Thema, im Gegenteil. Ich möchte nämlich anregen, den Beutelwolf zum *Symboltier der Geisteswissenschaften* zu ernennen. Auch ihnen wird derzeit die Ehre abgeschnitten, weil sie sich angeblich nicht rechnen, weil sie keinen unmittelbar verwertbaren materiellen Gewinn abwerfen, kurz: weil sie ohne Nutzen für die Wirtschaft und eigentlich ein „Luxus“ für die heutige Gesellschaft mit ihren Vorstellungen von Fortschritt und menschlicher Glückseligkeit seien. In besonderem Maße wird dies von jenen Disziplinen behauptet, die man als „kleine Fächer“ oder „Orchideenfächer“ verächtlich macht. Sie werden zu Opfern der rein merkantilen Kosten-Nutzen-Rechnung, der heute eine geradezu teleologische Bedeutung zugemessen wird. Travniceks stereotypes „Wås brauch i des?“, seinerzeit aus dem dumpfen Räsonnieren am Stammtisch, in der Tramway oder an der Bassena zu den Ehren eines Verrisses im Kabarett aufgestiegen, wird neuerdings im Mund von Politikern und hohen Wirtschaftsfunktionären gesellschaftsfähig.<sup>4</sup> Die universitäre Neidgenossenschaft aber nützt bei der autonomen Aufteilung von Ressourcen den Rückenwind dieses öffentlichen Bekenntnisses zum Banausentum, um diese Wissenschaftsbereiche an den untersten Rand ihrer Existenz zu drängen.<sup>5</sup>

---

<sup>3</sup> Mit der Geschichte des Beutelwolfes beschäftigte sich eine der Ausstellung „Das Tier“ gewidmete Sendung der Ö 1-Reihe „Diagonal“ im Oktober 2000.

<sup>4</sup> Finanzminister Karl-Heinz Grasser: „Orientalistik brauchen wir nicht. Bei den so genannten Orchideenstudien soll man Ordnung machen.“ (Zitiert in der Tageszeitung „Die Presse“ vom 7.10.2000.) – Zur grundsätzlich unveränderten, wenngleich sprachlich eleganter formulierten Auffassung desselben Ministers vgl. zuletzt „Die Presse“ vom 10.1.2002. – Hohe Wirtschaftsfunktionäre unseres Landes bekennen sich in ihren Rundfunk- und Fernsehinterviews durchaus zur selben Auffassung.

<sup>5</sup> Besonders gefährdet ist die inneruniversitäre Stellung der „kleinen Fächer“, seit der Einführung des UniStG97 und des Einfachstudiums in Verbindung mit der rein quantifizierenden Evaluierung der Lehre. Nicht nur, dass die meist anspruchsvollen Studienziele dieser Fächer nach der ergänzenden Ausbildung in einem zweiten Fach verlangen, die nunmehr versagt bleibt bzw. durch die Bildung von Schwerpunkten in den so genannten

Es ist unter diesen Voraussetzungen schwierig, optimistische Töne für die Beschreibung von Gegenwart und Zukunft der Förderung wissenschaftlichen Nachwuchses in den Geisteswissenschaften zu finden.

Zunächst einigen wir uns darauf, dass wissenschaftlicher Nachwuchs im vorliegenden Zusammenhang nicht einfach die AbsolventInnen eines Universitätsstudiums bedeutet. Wir ersparen uns damit gute Ratschläge für den Erwerb von Zusatzqualifikationen, mit deren Hilfe man trotz eines nicht marktkonformen Studiums vielleicht doch im öffentlichen Dienst, in Wirtschaftsbetrieben oder im allgemeinen Management unterkommen könnte. Für uns geht es erstens um Studienabgänger, die in sich den Drang und die Begabung fühlen, Wissenschaft, wenn schon nicht zu ihrem Lebensinhalt, so doch zum Inhalt ihres Berufslebens zu machen.

Zweitens sind als wissenschaftlicher Nachwuchs auch jene Personen anzusprechen, die sich bereits in der wissenschaftlichen Laufbahn befinden, ihre Position aber noch durch entsprechende Qualifikationen absichern müssen. Dies wären Assistentinnen und Assistenten mit Magistergrad und solche, die sich noch nicht lange nach dem Doktorat auf dem Weg zur Habilitation befinden.

Für die Erlangung von Habilitationsstipendien wird meist eine obere Altersgrenze von 35 Jahren angesetzt. Davon können auch wir uns leiten lassen.

---

Wahlfächern aus eigenen Ressourcen kompensiert werden muss. Die „kleinen“ Fächer selbst wurden immer gerne als zweite Fächer in Anspruch genommen. Die Einführung des Einfachstudiums hat nunmehr zur Folge, dass der so genannte „Ausbildungskern“ unter den Hörern von Lehrveranstaltungen in „kleinen“ Fächern schrumpft, obwohl diese Veranstaltungen nach wie vor hervorragend besucht sind. Sie finden nämlich Interesse bei einem weiten Kreis von Menschen, die über ihr eigenes Studium hinaus ihre Kompetenz erweitern wollen oder die über die oberflächlichen Informationen in den Medien hinaus echte Unterweisung und Bildung suchen. Diese Gruppe legt allerdings meist keine Prüfungen ab, so dass ihre Zahl bei der quantifizierenden Evaluierung der Lehre und bei der Verteilung der Budgetmittel für die „kleinen“ Fächer unberücksichtigt bleibt. – Zu den inneruniversitären Problemen der Geisteswissenschaften vgl. generell F. Dierig u. a. (Hrsg.), *Über die Geisteswissenschaften: Gespräche und Materialien*, Wien 1995. Für kritische Stellungnahmen vgl. Herwig Friesinger, *ibid.* S. 7, und Hans Goebel in „Die Furche“ vom 23.1.1997, S. 14 („Ministerium diktiert Unsinn“).

Des Weiteren besteht, glaube ich, Einverständnis darüber, dass Förderung des solcherart definierten wissenschaftlichen Nachwuchses notwendig ist, um auch die Zukunft eines Faches abzusichern. Wahrscheinlich deshalb setzen viele von uns ihre Bemühungen fort, obwohl Nachwuchsförderung in den Geisteswissenschaften und besonders in deren historisch-philologisch orientierten Disziplinen gegenwärtig eine permanente Kampfsituation bedeutet. Dies ist keine Übertreibung, wenn man sich in einem wochen- und monatelangen Dauereinsatz für die personelle Absicherung von Instituten und Forschungsprojekten wiederfindet, der fast keine Zeit mehr für eigene Forschung lässt.

Wie ich es sehe und erlebe, stößt Forschungsförderung in den Geisteswissenschaften auf zwei grundsätzliche Hindernisse.

Das erste besteht in dem Umstand, dass man sich an den Universitäten konfrontiert sieht mit den Spätfolgen der zum Teil von vornherein falschen Strukturierung von so genannten Mittelbaukarrieren durch das UOG 75 in Kombination mit einer oft sehr nachsichtig betriebenen Kontrolle von wissenschaftlichen Leistungen bei der Überleitung von einem Karriereschritt zum nächsten.<sup>6</sup> Relativierend möchte ich dabei anmerken, dass gerade in den „kleinen Fächern“ die Zusammenarbeit zwischen ProfessorInnen und MitarbeiterInnen eng ist, so dass auch charakterliche Qualitäten eine Rolle spielen. Die Entscheidung über die Verlängerung eines Dienstverhältnisses fällt sehr schwer, wenn fachliche Gründe dagegen, menschliche Wertschätzung aber dafür sprechen.<sup>7</sup> Tatsache bleibt indessen, dass die meisten theoretisch für wissenschaftliche Nachwuchskräfte vorgesehenen Universitätsstellen auf Jahre hinaus blockiert sind.

---

<sup>6</sup> Vgl. J. Stagl, „Die Gruppenuniversität und der wissenschaftliche Nachwuchs“, in: *Geschichte und Gegenwart* 19 (2000), S. 47-61.

<sup>7</sup> Als langjähriges Mitglied der Personalkommission an der GW Fakultät der Universität Salzburg erlebte ich mich oftmals in einen solchen inneren Konflikt verwickelt, der die Entscheidung über Anträge auf Verlängerung oder Definitivstellung von Dienstverhältnissen unendlich schwierig gestaltete.

Diese Situation – so möchte man meinen – trifft zwar im Augenblick die Nachwuchsgeneration leider hart, könnte sich aber ab dem Zeitpunkt entschärfen, wo diese Stellen durch Pensionierungen wieder frei werden.

Die ersten Erfahrungen haben bereits das Gegenteil gelehrt. Frei werdende Stellen in Instituten mit Studienrichtungen, die auf dem außeruniversitären Markt gering geschätzt werden, fallen häufig einer Umverteilung an die so genannten „großen“, das heißt marktkonformen und daher hörerstarken Fächer anheim. Im günstigsten Fall werden sie auf längere Zeit finanziell nicht bedeckt und können nicht nachbesetzt werden. Darüber, dass dabei gewachsene Strukturen fachlicher Synergien und Vernetzungen verloren gehen, dass für die Besetzung von Studienschwerpunkten im Bereich der Wahlfächer vieler Studienrichtungen ein weites Segment nicht zu besetzen wäre, dass schließlich eine Geisteswissenschaftliche Fakultät selbst in den Legitimationszwang ihres Daseins kommen könnte, denkt keiner nach.

Eine zusätzliche Belastung der Nachwuchsförderung in geisteswissenschaftlichen Fächern erwächst aus dem neuen Hochschullehrerdienstrecht. Zuarbeiten an eine im Namen der so genannten universitären Autonomie aufgeblähte Bürokratie, ständig neue PR-Aktionen zur Präsentation in der Öffentlichkeit und vieles andere zehren an der Arbeitszeit und Konzentrationsfähigkeit vor allem der jungen wissenschaftlichen Mitarbeiter. Dazu kommt die Mitarbeit in den Gremien, von denen sich fernzuhalten verderbliche Folgen haben könnte. Viel Aufwand bedeutet auch die Vorbereitung der Lehre, die m. E. den Assistentinnen und Assistenten im Magisterstatus viel zu früh und viel zu häufig auferlegt wird. Es fragt sich, wie dieser Personenkreis die nächsthöhere Qualifikation erreichen und nebenbei für die Evaluierung auch noch Publikationen erarbeiten soll.

Zyniker stellen sich vor, dass sich auf diese Weise das Problem mangelnder Möglichkeiten zur Neubesetzung von Planstellen von selbst lösen wird. Vielleicht ist das auch von jenen beabsichtigt, die laut über „personelle Grundausstattung“ kleinerer Institute nachdenken.

Sparpakete bieten ferner den trefflichen Vorwand, geisteswissenschaftliche Professuren nicht zur Nachbesetzung freizugeben oder lange Zeit unbesetzt zu lassen und Bibliotheken finanziell auszuhungern.

Spätestens hier stößt man auf das zweite, derzeit fast unüberwindliche und weitaus bedrohlichere Hindernis, mit dem die Geisteswissenschaften gegenwärtig konfrontiert sind, nämlich die Imagebeschädigung, die ich eingangs angesprochen habe. Wie ich meine, beruht sie zum Teil auf Unverstand, wird aber mehr noch mit voller Absicht und mit Methode betrieben.

Für den Unverstand könnte man ja noch Verständnis aufbringen. Er ist das Resultat der Entwicklung, die die Bildungspolitik seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts genommen hat. Bedingt durch das rasante Wirtschaftswachstum und den technischen Fortschritt der Nachkriegszeit, forderten Naturwissenschaft, Technik und Ökonomie zum Zweck hochqualifizierter Nachwuchsausbildung nicht nur den raschen Auf- und Ausbau der entsprechenden postsekundären Bildungseinrichtungen.<sup>8</sup> Sie verlangten auch stärkere Berücksichtigung in der Definition der Bildungsziele der Allgemeinbildenden Höheren Schulen. In der breiten Öffentlichkeit wiederum entwickelte sich mehr und mehr das Bedürfnis nach unmittelbarer technisch-praktischer Verwertbarkeit wissenschaftlichen Tuns. Natürlich lockten auch die Chancen auf eine gut dotierte Karriere in technischen und wirtschaftlichen Berufen. Die bis dahin unangefochtene Bedeutung der Geisteswissenschaften für das Bildungswesen der höheren Schulen und vor allem für die so genannte Bildungsuniversität wurde angezweifelt und in zunehmendem Maß zurückgedrängt.

Die siebziger Jahre bescherten dazu den empirischen Sozialwissenschaften einen enormen Aufschwung im Rückenwind der offiziellen Bildungspolitik. Als Folge davon kam es zu einer thematischen Um- oder Neuorientierung zahlreicher geisteswissenschaftlicher Fächer, die eigene sozialwissenschaftliche Zweige entwickelten. Die historisch-philologischen Fächer dagegen wurden mit dem farblosen Etikett „Kulturwissenschaften“ versehen.

Die traditionelle Aufgabe der Geisteswissenschaften, nämlich Wertorientierung und kulturelle Vergewisserung durch Vertrautheit mit der Geschichte der Kulturleistungen des Menschen, genoss weiterhin öffentliches Ansehen, solange Allgemeinbildung bestimmte Berufsfelder sicherte und als Passier-

---

<sup>8</sup> A. Morkel, *Die Universität muss sich wehren*, Darmstadt 2000, Kapitel I, S. 1-6: „Die Bildungsexplosion frisst ihre Kinder“.



schein in die so genannte „bessere“ Gesellschaft galt. Unter diesen Auspizien konnten geisteswissenschaftliche Fächer mit Lehramtsausbildung an der Universität unangefochten ihre Position halten.

Studienrichtungen ohne Lehramtsausbildung sahen sich dagegen allmählich in die Rolle von „kleinen Fächern“ gedrängt. Auch dies war so lange nicht bedrohlich, als die nicht unmittelbar auf materiellen Nutzen orientierte Suche nach Erkenntnis respektiert und ihre Unabdingbarkeit für die Kontinuität kultureller Identität anerkannt wurde. Dies galt besonders für die so genannten „Orchideenfächer“, denen man zwar wegen ihrer Thematik eine gewisse „Exotik“ zuschrieb, von denen man aber verstand, dass sie ein Minderheitenprogramm sein müssen. Setzen sie doch nicht nur gezieltes Interesse und besondere Neigung voraus, sondern auch eine spezielle Begabung. Wer lernt schon so ohne weiteres Keilschrift oder ägyptische Hieroglyphen, seltene oder gar tote Sprachen, oder wie viele Wissenschaftler eigenen sich für das Lesen alter Urkunden und Handschriften? Ebenso werden die heute fleißig strapazierten Modewörter von inter- und transdisziplinärer Forschung und Ausbildung von diesen Fächern schon längst vorgelebt, wenn historische und philologische Forschung im Verein mit Ausgrabungswesen, mit naturwissenschaftlichen Methoden und Techniken, mit Ethnologie und Kartographie betrieben werden.

In Österreich begegnete man diesen Disziplinen bis vor kurzem durchaus mit Respekt, weil sie immer wieder Gelehrte von Weltruf hervorbringen. Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses bedeutete bis in die achtziger Jahre durchaus keinen entmutigenden Kampf gegen Unverstand und Borniertheit. Universitäten und forschungsfördernde Institutionen honorierten die Tatsache, dass hier mit vergleichsweise geringerem materiellem Aufwand großes internationales Renommee zu holen ist.<sup>9</sup> Großen Wissenschaftlerpersönlichkeiten wie dem Byzantinisten Herbert Hunger gelang es sogar, solche Fächer als neue Studienrichtungen an der Universität zu begründen und weltweit berühmte Forschungseinrichtungen an der Akademie der Wissenschaften aufzubauen.

---

<sup>9</sup> Diesen Aspekt hielt K. P. Liessmann in seinem Kommentar „Irrationaler Reformfuror“ in der Tageszeitung „Der Standard“ vom 14.10.2000 mit Recht den verantwortlichen Bildungspolitikern entgegen.

Die breite Öffentlichkeit indes, und mit ihr die Bildungspolitiker, setzten in ihren Hoffnungen auf Lösung von Lebensproblemen mehr auf den Fortschritt in Medizin und Technik und auf die Sozialwissenschaften als auf die von den Geistes- und Kulturwissenschaften angebotenen Wertorientierungen und Bildungsgüter. In der Folge entstanden neue Mittelschultypen, die in steigendem Ausmaß auf die traditionellen Bildungsinhalte verzichteten, wie etwa die fortschreitende Demontage des Unterrichts in den klassischen Sprachen zeigte.<sup>10</sup>

Es ist nun keineswegs so, dass Gegenstände und Ergebnisse geisteswissenschaftlicher Forschungsarbeit ihr Publikum verloren hätten, im Gegenteil. Aus der Sicht meiner eigenen Disziplin, der Altertumswissenschaften, kommen Theaterzettel ohne antike Dramenstoffe nicht aus, werden Ausstellungen antiker Kunstschatze gestürmt, besetzen moderne Bearbeitungen antiker Mythen die Bestsellerlisten, behaupten sich klassische Reiseziele neben Karibik und Südsee, erobern Themen wie die neuen Ausgrabungen in Troia und der Schatz des Priamos sogar die Titelseiten von Nachrichtenmagazinen.<sup>11</sup> Was allerdings in der jüngeren Zeit verloren ging, ist das Verständnis dafür, dass diese Gegenstände der permanenten wissenschaftlichen Betreuung und Überprüfung im Spiegel neuer Methoden und neuen Wissenszuwachses bedürfen.

Doch ist es nicht Unverstand allein, mit dem wir konfrontiert sind. Es handelt sich auch um mehr als bloßes Nicht-Vermissen dessen, was man nicht kennt. In Wirklichkeit geht es um *Macht*. Wirtschaft und naturwissen-

---

<sup>10</sup> Wie das im Untertitel des vorliegenden Beitrages angeführte Zitat belegt, sah der große Homerphilologe Uvo Hoelscher bereits 1965 prophetisch die Folgen dieser Entwicklung voraus.

<sup>11</sup> Im Sommer 2001 entwickelte sich der öffentlich ausgetragene Gelehrtenstreit zwischen dem Prähistoriker Manfred Korfmann und dem dessen Ausgrabungsergebnisse in der Troas anzweifelnden Althistoriker Frank Kolb zu einem „Kampf um Troja“, der die Tageszeitungen, Magazine und das Fernsehen monatelang beschäftigte. Unter diesen Auspizien geriet ein im Februar 2002 an der Universität Tübingen veranstaltetes Symposium über die Bedeutung Trojas in der späten Bronzezeit zu einem beispiellosen Medienspektakel, das zwei Tage lang für ein überfülltes Auditorium Maximum sorgte und das im Rundfunk direkt übertragen wurde.

schaftlich-technische Zivilisation erheben heute den Anspruch, das Denken und Handeln der Menschen auch dort zu bestimmen, wo sie nicht zuständig sind.<sup>12</sup> Da gibt es nun keinen Platz für Ehrfurcht vor Kulturleistungen und geschichtliches Bewusstsein und schon gar nicht für Bildung durch Wissenschaft. Dass der Preis dafür in Dehumanisierung und Barbarisierung bestehen wird, nimmt man in Kauf, wie sich bereits im öffentlichen Sprachgebrauch und im Sozialverhalten weithin abzeichnet.

Diese Werteumkehr hatte sich schon seit längerem vorbereitet. Seit den einschneidenden politischen und wirtschaftlichen Veränderungen um 1990 herum und mit dem kometenhaften Aufschwung der elektronischen Medien greift sie aber rasant und, wie es scheint, unaufhaltsam um sich. Unter dem Druck der so genannten Globalisierung und ihrer Begleiterscheinungen ordnen sich die staatlichen Organe heute fast völlig den Forderungen der Wirtschaft unter.<sup>13</sup> Industrielle und Wirtschaftspolitiker fordern, dass sich die Leistungen der Hochschulen in Ausbildung, Forschung und Entwicklung künftig mehr als bisher an den Erwartungen und am Bedarf von Wirtschaft und Gesellschaft zu orientieren hätten.<sup>14</sup> Als Folge dieser „Verschwisterung

---

<sup>12</sup> Die Auseinandersetzung mit dieser Entwicklung hat sich in einer umfangreichen Literatur niedergeschlagen. Der vorliegende Beitrag verdankt nicht wenige der folgenden Überlegungen der Anregung durch die besonders klarsichtige Analyse von A. Morkel, *Die Universität muß sich wehren. Ein Plädoyer für ihre Erneuerung*. Darmstadt 2000.

<sup>13</sup> So wurde beispielsweise 1997 der Österreichischen Bundesregierung ein Bericht unter dem Titel „Forschung und Wettbewerb. Technologieoffensive für das 21. Jahrhundert“ vorgelegt, in dem zu lesen stand: „Es soll aber ausdrücklich betont werden, dass wir weder die Universitäten noch die Wissenschaften und die Forschung insgesamt auf den Aspekt der ökonomischen Nützlichkeit reduziert sehen wollen. Die in unserem Bericht dargelegten Vorschläge beziehen sich freilich fast nur darauf.“ Vorgelegt wurde der Bericht vom Vorstandsvorsitzenden eines der größten Industriebetriebe Österreichs und vom Präsidenten des wichtigsten Wissenschaftsförderungsfonds des Landes. Die weitere Geschichte dieses Berichtes habe ich nicht verfolgt. Seine Auswirkungen auf die offizielle Wissenschafts- und Universitätspolitik sind aber offenkundig.

<sup>14</sup> A. Morkel, a. Anm. 12 a. O., 12 zitiert dazu die Schrift des Bundesverband der Deutschen Industrie et al., *Innovation und Flexibilität durch Autonomie und Wettbewerb*, Bonn 1997. Ähnlich formuliert auch der oben Anm. 13 erwähnte Bericht an die Österreichische Bundesregierung: „Die Schaffung neuen Wissens, dessen intelligente Nutzung und schnelle Anwendung werden in der modernen Industriegesellschaft immer wichtiger“, und an anderer Stelle: „Schließlich gibt es politisch wichtige und gesellschaftlich wünschenswerte

von Wissenschaft und Wirtschaft“<sup>15</sup> nimmt die Wirtschaft mehr direkt als indirekt auf Budgetgestaltung und Bildungsauftrag an Universitäten, aber auch auf die inner- und außeruniversitäre Forschung und Nachwuchsförderung Einfluss. Der kürzlich erfolgte Frontalangriff auf die so genannten „Orchideenfächer“ seitens österreichischer Politiker ist also nicht ein isolierter Fehltritt, sondern passt in ein generelles System. Gleiches gilt für die Nicht-Besetzung oder Streichung geisteswissenschaftlicher Professuren, die keine Sparmaßnahmen sind, sondern zur Aushöhlung der betroffenen Fächer dienen und die anscheinend ebenfalls ein gesamteuropäisches Phänomen sind. All dies hat die Herabsetzung des Ansehens der Geisteswissenschaften und „kleinen Fächer“ in der Öffentlichkeit zur Folge und zielt wahrscheinlich sogar darauf ab. Der Umgang von Politik und Wirtschaft mit Kultur im Allgemeinen und mit den nicht auf merkantile Nutzenanwendung ausgerichteten Wissenschaften im Besonderen rückt somit in die Nähe des Umganges mit dem eingangs angeführten Beispiel aus der Tierwelt.

Was die Medien und insbesondere die traditionellen Tages- und Wochenzeitungen anlangt, so kann man ihnen keinesfalls Feindseligkeit gegenüber den Geisteswissenschaften und seltenen Fächern nachsagen. Ein Blick auf die vielen Berichte in Printmedien, Rundfunk und Fernsehen zeigt, dass an den Arbeitsmethoden, Ergebnissen und sogar Problemen der Geisteswissenschaften durchaus mediales Interesse besteht.<sup>16</sup> Entgegen manchem Geschimpfe halte ich ferner die Medienmacher und Wissenschaftsjournalisten für gebildet, intelligent, oft auch intellektuell.

Es ist das *Wesen* der modernen Medienkultur, das die Geisteswissenschaften in die Rolle reiner Serviceunternehmen drängt und jedenfalls bisher noch nicht zur Hebung ihres Ansehens bei Politikern, Arbeitgebern und in der Öffentlichkeit beizutragen imstande ist. Moderne Medien vermitteln nämlich nicht Wissen, sondern Information. Information führt aber höchstens zum Mitredenkönnen, nicht zu Bildung, weil der Nachdenkprozess fehlt. Im

---

Ziele, mit denen ein Bedarf nach Forschung und Entwicklung neuer Technologien einhergeht.“

<sup>15</sup> Aussage eines früheren deutschen Bundesministers 1997, zitiert bei A. Morkel, *a.a.O.*

<sup>16</sup> Siehe oben Anm. 11.

millionenfachen Angebot sind Informationen außerdem kurzlebiger geworden denn je. Was heute brandaktuell ist, wird morgen bereits der Schnee von vorgestern sein. Dazu kommt, dass die Medien selbst unter wirtschaftlichem Druck stehen, „sich rechnen“ müssen. Drei Minuten Sendezeit reichen aber kaum aus, um wissenschaftliche Erkenntnisse nachhaltig im Bewusstsein der Konsumenten zu verankern. Wenn man Glück hat, bleiben wenigstens die Namen der ForscherInnen und ihrer Projekte haften.

Wichtig sind ferner Einschaltquoten und Verkaufszahlen. Da gilt es, hedonistische Wünsche nach Unterhaltung und nicht unbeträchtliche Sensationslust zu befriedigen.<sup>17</sup> Leser, Hörer und Seher sollen mit Spaß und ohne viel Anstrengung das Gefühl bekommen, auch mitreden zu können und gebildet zu sein. Das Publikum darf jedoch nicht überfordert werden, also kommt es auf verkürzte und vereinfachte Präsentation an. So manches Modewort aus dem Bereich „Latein und Griechisch für Angeber“ hat von hier aus seinen Siegeszug angetreten.

Schließlich und endlich haben auch Journalisten wissenschaftliche Ambitionen, mitunter geschult im postmodernen Methodenpool.<sup>18</sup> Das kann dazu

---

<sup>17</sup> Das große Interesse an der oben Anm. 11 erwähnten Troja-Debatte könnte einerseits zuversichtlich über die positive Wahrnehmung auch der „Orchideenfächer“ in der Öffentlichkeit stimmen. Die Frage ist allerdings, ob im genannten Fall das Medien- und Publikumsinteresse mehr dem wissenschaftlichen Ertrag der neuen Ausgrabungen auf dem Hügel von Hissarlik oder aber dem „Gladiatorenkampf“ zwischen den beiden Opponenten und ihren jeweiligen Lagern galt.

<sup>18</sup> Sehr lehrreich war ein Vortrag des Kunsthistorikers Hermann Fillitz an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, der den so genannten „Florentiner“ Brillanten aus dem Kronschatz der Habsburger und dessen Behandlung in einer Sendung der österreichischen Fernseh-Reihe *Universum* am 8.11.2001 zum Thema hatte. Wie Fillitz nachwies, war so gut wie keines der in der genannten Sendung dargestellten Fakten korrekt. Als Grundlage diente dem Drehbuch das Buch „*Vitrine XIII*“ aus dem Jahr 1938, das angeblich die Memoiren des Juweliers Alphonse de Sontheimer darstellt, tatsächlich von einem anderen Autor geschrieben wurde, und dessen Wahrheitsgehalt sehr gering ist. Es wäre für die Gestalter der Fernseh-Sendung ein Leichtes gewesen, sich am Kunsthistorischen Museum oder bei der Leitung der Wiener Schatzkammer die sachlich richtigen Informationen zu beschaffen. Allerdings muss zugegeben werden, dass die entstellte Version der *Universum*-Sendung unterhaltsamer war, als es die historisch korrekte Wiedergabe der Fakten hätte sein können. Ebenso war der Auftritt eines Nachfahren des ehemaligen Hofjuweliers als „Experte“ zu den Eigentumsverhältnissen an den Kronjuwelen des Kaiserhauses si-

führen, dass man als Verfasser eines Berichtes für ein Nachrichtenmagazin sein eigenes Projekt kaum wieder erkennt.

Wissenschaft und Forschung müssen mit den modernen Medien kooperieren und tun es im Allgemeinen auch. Um mich wieder an das Selbsterfahrene zu halten: Natürlich stellt man eine Homepage ins Internet, gibt gerne Auskunft, wer Mithridates war, oder lässt sich über Sonnenfinsternisse im Altertum befragen. Besonders freut man sich, wenn man eingeladen wird, über seine/ihre wissenschaftlichen Projekte und Ergebnisse zu berichten. Vor allem aber hofft man, dass der Nachwuchs hier die großartige Gelegenheit findet, sich einem breiteren Publikum zu präsentieren. All das stimmt natürlich, wird aber durch Oberflächlichkeit, Verkürzung und Kurzlebigkeit der Präsentation weitgehend relativiert. Insbesondere Geisteswissenschaftler müssen sich darüber im Klaren sein, dass sie im Verhältnis von Angebot und Nachfrage bei den Medien nicht die stärkere Position haben. Wissenschaft wird auch dort nach ihrer gesellschaftlichen Relevanz und wirtschaftlichen Brauchbarkeit beurteilt. Forschungsarbeit, die reinem Wissenstrieb und Wahrheitsstreben und dem Dienst am Kulturerbe entspringt, wird zwar als ästhetisch und erfreulich betrachtet, doch wird ihr eigentlich eher ein Unterhaltungswert zugestanden.

In diesem Zusammenhang ist für jeden, der sich um Nachwuchsförderung in den Geistes- und Kulturwissenschaften bemüht, der derzeit geübte Umgang mit den Begriffen „Kulturerbe“ und „Gedächtniskultur“ ein Ärgernis. Isoliert herausdestilliert aus dem öffentlichen Intellektuellendiskurs und weich geklopft in der Mediendiskussion, fließen sie nun geläufig von den Lippen der Politiker und aus den Federn von Journalisten. Würden sie ernst genommen, dann müssten sich für die Geisteswissenschaften eine Fülle von Aufgaben ergeben und um den wissenschaftlichen Nachwuchs müsste man sich keine Sorgen machen. Das zusammenwachsende Europa z. B. müsste eigentlich schon längst die identitätsstiftenden Kräfte des Erbes der Antike wahrgenommen haben oder sich der tief sitzenden Wurzeln aktueller Positionsspannungen im geschichtlichen Ablauf von Kultur und Politik der einzel-

---

cherlich reizvoller, als es die Wiedergabe der trockenen, im späten 19. Jhdt. in der Generalinventur des Kaiserhofes getroffenen diesbezüglichen Bestimmungen gewesen wäre.

nen Nationen bewusst geworden sein. Würde man Globalisierung nicht nur unter wirtschaftlichen Vorzeichen sehen, könnte man ferner darüber nachdenken, welche bedeutende Rolle die geschmähten Orchideenfächer im Zusammenhang mit dem Verständnis für das Welt-Kulturerbe zu übernehmen imstande sind. Man würde dann auch lernen, dass Hochkultur eigentlich etwas anderes bedeutet als Festivals und kulinarische Opernaufführungen, und dass die Beschäftigung mit außereuropäischen Kulturen nicht nur als Dienstleistung für die Tourismusbranche verwertbar sein sollte.

Archäologen können ein Lied davon singen. Sie haben gelernt, in ihren Anträgen um Subventionierung von Ausgrabungs- und Restaurierungsprojekten die Vorteile der zu rettenden Denkmäler für den Tourismus über die wissenschaftliche Bedeutung dieser Objekte zu stellen.<sup>19</sup> Kulturwissenschaftler und Historiker wiederum sind in steigendem Maße angehalten, ihre Projekte im Hinblick auf die Schlagwörter „Orte des Gedächtnisses“, „Gedächtniskultur“ und ähnliche Modebegriffe dieser Art zu stilisieren, um sich eine bessere Ausgangsposition für die Genehmigung der erforderlichen Ressourcen zu verschaffen.

Sieht man also näher hin, erweisen sich „Kulturerbe“ und „Gedächtnis“ als leere Worthülsen eines Sprachgebrauches, den man seiner Verbreitung nach als „Euro-Jargon“ bezeichnen kann. Dagegen hat die nicht unmittelbar auf materiellen Nutzen orientierte Suche nach Erkenntnis so gut wie keine Chancen auf öffentliche Förderung. Nicht zuletzt dieses Faktum entwickelt sich mehr und mehr zum Elend aller Grundlagenforschung und nicht nur zum Problem der Geisteswissenschaften.

Kehren wir schließlich zurück zur Frage, ob und wie unter den gegenwärtigen Zuständen Nachwuchsförderung in den Geisteswissenschaften möglich ist. Es sieht nicht gut aus. Der Umgang mit wissenschaftlichen Posten an Universitäten, Gesetzeswerke, welche die Parameter naturwissenschaftlicher und rechtswissenschaftlicher Ausbildung den geisteswissen-

---

<sup>19</sup> Aufschlussreich war vor einigen Jahren die Bewerbung eines *EuroCare*-Programmes zur Rettung von Venedig. Die Lagunenstadt, so hieß es dort, müsse vor dem Verfall bewahrt werden, um einen jahrhundertlangen ökonomischen Aufwand an Sand, Stein, Holz und sonstigen Materialien nicht hinfällig werden zu lassen. Der letzte Satz erwähnte, dass Venedig auch ein außerordentliches Kulturdenkmal sei.

schaftlichen Fakultäten überstülpen, quantifizierende Evaluierung anstelle von Qualitätssicherung, Standortdiskussionen ohne Rücksicht auf die Gefahr von Einheitsforschung und Provinzialisierung, vor allem aber die Doktrin von der Brauchbarkeit wissenschaftlicher Forschung und Lehre für die Zwecke von Wirtschaft, Politik und Medien lassen nur wenig Spielraum für die Entwicklung von Arbeitsfeldern, an denen sich junge Geisteswissenschaftler entfalten könnten. Sie geben ihnen auch keine längerfristige Perspektive, da Stipendien und Projektfinanzierungen kurzzeitig und Langzeitprojekte rar geworden sind. Drittmittel aus der Durchführung von Aufträgen seitens der Industrie sind für Geisteswissenschaften nur selten zu haben. Uneigennütziges Mäzenatentum ist zumindest hierzulande bei den Geisteswissenschaften so gut wie unbekannt. Es findet sich eher im Bereich der Sportförderung.

Umgekehrt tritt für zahlreiche Zweige der Geisteswissenschaften ein Prozess der Erosion ein. Der zeitliche Horizont ist bereits sichtbar, wann frei werdende Stellen an wissenschaftlichen Institution wie der Akademie der Wissenschaften, an Museen, an wissenschaftlichen Sammlungen, an Archiven, an Bibliotheken nicht mehr nachbesetzt werden können, weil das entsprechende Fachwissen an den Universitäten nicht mehr gelehrt werden kann. Sollte es im großen Generationswechsel der nächsten zehn Jahre nicht möglich sein, die Stafette weiterzugeben, würden Verluste hereinbrechen, die nicht gutzumachen wären.

Es ist spät – aber hoffentlich noch nicht zu spät. Daher möchte ich anstelle eines nahe liegenden „Beutelwolf-Szenario“ doch lieber einige positive Aspekte an den Schluss meiner Anmerkungen stellen.

Es mehren sich die Stimmen, die sich eine Welt ohne Geisteswissenschaften zwar vorstellen können, darin aber lieber nicht leben wollen.<sup>20</sup> Philosophen, Wissenschaftstheoretiker und Politologen weisen auf die Notwendigkeit der Geisteswissenschaften für die Orientierung des Menschen in einer vom Glauben an die technische Machbarkeit jeden beliebigen naturwissenschaftlichen Entwurfes und die völlige Kontrollierbarkeit menschlichen Tuns besessenen Zivilisation hin. Die Wissenschaft selbst sucht einen Ausweg aus dem Fachpartikularismus, in den sie sich zersplittert und fast verlo-

---

<sup>20</sup> Vgl. A. Morkel, wie Anm. 12, S. 147-154: „Exkurs über die Geisteswissenschaften“.



ren hat. Es sieht so aus, als ob sich ein Nachholbedarf bereits zu artikulieren begäße.<sup>21</sup> In den USA melden sich die Historischen Wissenschaften an den Universitäten zurück. Beispielsweise ergehen an europäische Rechtshistoriker zahlreiche Einladungen für Gastprofessuren nach Übersee, während in ihren eigenen Ländern das Fach zugrunde gerichtet wird. Auch der Ruf „Back to the Classics!“ erschallt in den Vereinigten Staaten.<sup>22</sup> Angelsächsische Verlage schütten eine Flut von Übersetzungen antiker Autoren aus, und Griechisch- und Lateinkurse sind an High Schools und Universitäten hoch gefragt.

Vielleicht haben jene Recht, die eine Renaissance der Geisteswissenschaften vorhersagen.<sup>23</sup> Vielleicht gelingt es, „Athen aus Alexandrien“ zurückzuholen.<sup>24</sup> Aber wir sollten nicht zu lange warten. Es könnte sonst sein, dass wir eine Erfahrung wiederholen, die die abendländische Kultur schon zweimal gemacht hat: in den Dunklen Jahrhunderten Griechenlands und am Ende der römischen Antike.

---

<sup>21</sup> Vgl. „The Post-Capitalist Executive: An Interview with Peter F. Drucker“, in: *Harvard Business Review*, May-June 1993, S. 115-122.

<sup>22</sup> *The Economist*, May 18<sup>th</sup>, 1996, S. 85-87.

<sup>23</sup> Vgl. G. Magerl, O. Panagl, H. Rumpler, E. Waldschütz (Hrsg.), „Krise der Moderne“ und Renaissance der Geisteswissenschaften, Wien 1997.

<sup>24</sup> W. Frühwald, „Athen aus Alexandrien zurückerobern. Bildung im Informationszeitalter“, in: *Forschung und Lehre*, H. 5. (1998), S. 228-232.